



Castros schöne neue Welt

Nach fast sechs Jahrzehnten Planwirtschaft breitet sich auf Kuba der Kapitalismus aus. Während das Regime seine Identität sucht, pendeln die Menschen zwischen Euphorie und Verzweiflung. Unterwegs in einem Land, das sich gerade neu erfindet.

Text: Claas Relotius • Fotografie: Girish Gupta, Claas Relotius

Nicht immer, schrieb Fidel Castro einst, brechen Revolutionen laut und gewaltsam über ein Volk herein. Hin und wieder wandle sich ein System auch so leise und schleichend, dass selbst die Gewinner dieses Wandels ihre darin liegenden Chancen nicht auf Anhieb begreifen.

Auch Adolfo Ajero glaubte nicht an eine solche Chance, als er vor etwas mehr als einem Jahr den Brief der Regierung öffnete und die rot-weiß-blaue Entlassungsurkunde in Händen hielt, die sich darin befand. Bis zu diesem Tag arbeitete Ajero 29 Jahre lang als Lehrer an einer Fahrschule im Zentrum Havannas. Wie fast alle Kubaner wurde er vom Staat beschäftigt. Um der sozialistischen Idee zu dienen, wie es in der Verfassung heißt. Und wie die meisten seiner Landsleute schimpfte er oft heimlich über den

dürftigen Lohn, den die Regierung ihm zahlte, weil dieser nie genug war, um sich und seine Familie zu ernähren.

Als Ajero aber eines Morgens dieses Schreiben las, in dem man ihm mitteilte, er sei einer jener 400.000 Kubaner, die der Staat von nun an nicht mehr beschäftigen werde, weshalb er jetzt frei sei, eigenen Geschäften nachzugehen, da zitterten seine Hände, und es durchfuhr ihn ein Schrecken. Eine eigene Fahrschule zu gründen, das war keine Lösung, davon gab es in Havanna schon zu viele. Wie sonst also, dachte der 51-Jährige, sollte man als privater Geschäftsmann ein Auskommen finden in einem System, in dem mehr als 50 Jahre lang jede Form von Privatgeschäften verboten war?

Seine Frau Ana brach vor ihren Kindern in Tränen aus. Er selbst schimpfte auf den Staat, rief »Nieder mit den

Castros!«, grübelte Abend für Abend vor sich hin, auf welche Weise sich irgendwie Geld verdienen ließe, und betrank sich schließlich doch in der nächsten Bodega, um die Angst vor der Zukunft zu betäuben. Dann, nach drei Wochen, hatte er plötzlich eine Idee, und es ist diese Idee, die aus einem Fahrlehrer, der über seiner Entlassung verzweifelte, mittlerweile einen der gefragtesten Unternehmer der Stadt gemacht hat.

Ajero ist der erste kubanische Steuerberater, den die Insel in 60 Jahren gesehen hat. Vielleicht erkannte er am schnellsten, dass mit der neuen Selbstständigkeit nicht nur lang ersehnte Freiheiten, sondern auch ungewohnte Pflichten einhergehen. Wer eine Unternehmer-Lizenz besitzt, darf Angestellte beschäftigen und weit mehr verdienen als den bisherigen Einheitslohn. Er muss aber auch Einkommensteuer zahlen und Beiträge zur Sozialversicherung leisten. Für die meisten Kubaner ein völlig neues System. Und für Ajero eine Marktlücke, die es zu füllen gilt.

Sein Aufstieg hat viel mit der »stillen Revolution des Kapitals« zu tun, von der sich die Menschen in den Gassen der Hauptstadt hinter vorgehaltener Hand erzählen. Drei schwere Hurrikans, die Weltwirtschaftskrise, vor allem aber Jahrzehnte kommunistischer Planwirtschaft hatten das Land ökonomisch an den Rand des Ruins gebracht, als sich Präsident Raul Castro im Frühjahr 2011 für einen radikalen Kurswechsel entschied: Das Handelsverbot für Privatgüter wurde aufgehoben, Land und Immobilien privatisiert, der An- und Verkauf von Autos, jahrzehntelang vom Staat untersagt, erlaubt.

Die weitreichendste Reform aber besteht darin, dass das Castro-Regime bis 2014 mehr als eine Million Angestellte aus dem Staatsdienst entlässt. Zimmerleute, Elektriker, Mechaniker, Friseur, Programmierer, die Liste der Berufe ist lang, 178 Tätigkeiten sind betroffen. Als Ausgleich erhalten die Entlassenen Lizenzen, die ihnen erlauben, was anderen Kubanern weiterhin verwehrt bleibt – sie dürfen, und sie müssen, Geschäften auf eigene Rechnung nachgehen.

Nicht mehr das sozialistische Alle für alle, sondern ein kapitalistisches Jeder für sich selbst ist die Devise. Das soll Anreize schaffen, die Produktivität erhöhen, die Wirtschaft ankurbeln. Aber taugen die Kubaner nach all den Jahren noch zum Kapitalismus?

An einem Dienstagvormittag, der so heiß ist, dass die streunenden Hunde in den Straßen Havannas wie tot auf den Randsteinen liegen, stehen 70 Frauen und Männer Schlange vor einem zweistöckigen Gebäude, das die Leute El Concelador, den Eisschrank, nennen. Adolfo Ajero hat das Haus, das seinen Namen der angeblich bes-

Adolfo Ajero, 51, Steuerberater, war Fahrlehrer, bis er als einer von 400.000 Kubanern vom Staat entlassen wurde.



Einkommensteuer zahlen und Sozialversicherung leisten: Für die meisten Kubaner ist das ein völlig neues System. Und für Adolfo Ajero eine Marktlücke, die es zu füllen gilt.

ten Klimaanlage der Stadt verdankt, erst vor ein paar Wochen dem Staat abgekauft und auf zwei Etagen neue Büroräume einrichten lassen. Hinter breiten Stahl-schreibtischen beschäftigt er mittlerweile ein Dutzend Angestellte, die meisten Klienten in der Schlange wollen aber nach wie vor zum Chef. Ajero, untersetzte Gestalt, Baseballkappe, gilt als Fachmann, als einer, der sich auskennt. Dabei sagt er selbst: Die Arbeit machen, den Menschen mit ihren Problemen helfen, das könne eigentlich jeder. Nur die Geschäftsidee, die habe eben er allein gehabt.

»Wenn bald eine Million Menschen, die es gewohnt sind, vom Staat versorgt zu werden, plötzlich selbst den Staat versorgen sollen, indem sie Steuern zahlen«, sagt Ajero, »dann braucht es doch jemanden, der ihnen zeigt, wie man das macht.« Ajero fing als Berater klein an. Zuerst besorgte er sich die neuen Gesetzestexte, studierte jeden Absatz davon und lud die Nachbarn des Viertels ein, um ihnen am Küchentisch seines Hauses die Regelungen zu erklären. Mit der Zahl der Selbstständigen stieg schließlich auch die Nachfrage nach Beratung, und der Name Ajero sprach sich herum. Hostal-Besitzer, Tischler und einfache Schuhputzer aus ganz Havanna kamen nun zu ihm



Rita, 17 Jahre alt, Prostituierte, sucht dort nach Freiern, wo einst Ché Guevara die Revolution ausrief.

zung als bloße »Aktualisierung« des Sozialismus. Was sie dabei verschweigen: Wirklich attraktiv ist der freie Markt bisher vor allem für ausländische Investoren, die mit Privatflugzeugen und Aktenkoffern voll Dollar-Scheinen aus Miami kommen, um zu Schnäppchenpreisen Bauflächen und Immobilien zu kaufen.

Für die meisten Einheimischen dagegen ist der Alltag zum täglichen Kampf geworden. Einen Eindruck davon bekommt man, wenn man sich vom Zentrum aus auf den Weg in die Außenbezirke Havannas macht. Es ist ein Weg, der zugleich viel vom Mythos und der Wirklichkeit Kubas erzählt und damit auch etwas über die Widersprüche verrät, zwischen denen sich das Land schon seit langem bewegt.

Er führt vorbei am Payret, dem größten Kino des Landes, wo noch immer sozialistische Filme laufen, Klassiker wie Eisensteins »Panzerkreuzer Potemkin« und Fassbinders »Deutschland im Herbst«, während die, die es sich leisten können, lieber in »Sherlock Holmes« gehen, einen US-Blockbuster mit Jude Law in der Hauptrolle. Er führt vorbei an der berühmten Tabakfabrik, in der einst die teuren Cohibas gedreht und später in alle Welt verkauft wurden und die heute nur noch ein verstaubtes Museum ist, von dem der Putz abblättert. Und vorbei an den fülligen alten Damen, die in Schaukelstühlen vor den Hauseingängen sitzen und mit kratzigen Stimmen ihre Lieder mehr schmettern als singen. Lieder, die vom Leben im alten Havanna handeln, als der Staat noch für sie da war und der Stolz auf den Triumph der Revolution über die Entbehrungen des täglichen Lebens hinwegtrösten konnte.

Am Ende der Avenida Salvador Allende, einer der rauhen, pulsierenden Hauptverkehrsadern Havannas, sieht man sie schließlich, hunderte junge und alte Kubaner, die noch vor gut einem Jahr einer geregelten Arbeit als Handwerker, Taxifahrer oder Elektriker nachgingen und die heute auf dem Plaza Conquistador ihre Stände aufgebaut haben. Haushaltswaren, Kleider, Hüte, Bücher, Schallplatten, Handys, Unterwäsche und sogar Klobrillen und Kondome – umringt von schwitzenden Gemüsehändlern, die mit ihren archaischen Holzschubkarren durch die Straßen ziehen, liegt am Plaza Conquistador so ziemlich alles aus, was ein paar Pesos verspricht.

Der lauteste unter den durcheinanderschreienden Händlern ist Joel, 36, weit aufgeknöpftes Hemd, ein Gesicht wie der junge Charles Bronson. »Ofertas, ofertas!« Die Stimme krächzt, doch Joel jagt weiter wie ein Irrwisch vor seinen Stellwänden mit CDs auf und ab. Wo er die Sachen herbekommt, die er verkauft? »Von Roberto«, sagt Joel. Kubas gängigster Vorname ist unter Havannas Kleinunternehmern zum Synonym für einen Händler geworden, den es in Wirklichkeit nicht gibt. »Von Roberto« – illegal, so beschaffen sich hier die meisten ihr schmales Angebot.

und machten aus einem Büro, das an einem alten Küchentisch entstand, Kubas derzeit lukrativstes Start-up-Unternehmen. Allein im vergangenen halben Jahr warf seine Firma fast 20.000 Dollar ab – mehr als er zuvor in seinem ganzen Leben als Fahrlehrer verdiente. Er kann einen in Verzweiflung stürzen und manchmal doch so süß schmecken, der Kapitalismus.

Mehr als 400.000 ehemalige Staatsdiener suchen mittlerweile in der kubanischen Privatwirtschaft ihr Glück, weitere 600.000 sollen bald folgen. Als die ersten Entlassungen verkündet wurden, hielt Präsident Raul Castro gemeinsam mit seinem Amtsvorgänger und älteren Bruder Fidel eine Fernsehansprache, die daraufhin fast rund um die Uhr auf allen Kanälen lief. Wenn sich jeder mit Kraft und Schweiß für das Land zerreiße, beschworen die Castros, werde das neue Kuba, das Kuba nach den Reformen, keine gänzlich andere Welt sein – nur »mas bonito«, noch schöner.

Es gibt sie, Männer wie Ajero, für die sich diese Prophezeiung schon jetzt erfüllt hat und die für eine Art Goldgräberstimmung auf der Insel sorgen. An der Universität von Havanna lernen bereits heute 400 Studenten, wie man Geschäftspläne erstellt, Güter auf den Markt bringt und Profit maximiert. Aktivitäten, die noch vor nicht allzu langer Zeit als konterrevolutionäre Straftaten galten, für die man auf direktem Weg ins Gefängnis wanderte. Kubas Machthaber bezeichnen die Bankrotterklä-



Fliegende Händler und offene Prostitution prägen das Bild Havannas.



Auf Bananenplantagen (rechts) werden keine Bananen mehr angebaut.



Der Plaza Conquistador ist ein Platz der Gescheiterten, Sammelbecken all jener, denen es nicht gelingt, aus dem Stand ein produktives Geschäft zu gründen. Joel, früher als Tischler vom Staat bezahlt, versuchte sich in den vergangenen zwölf Monaten schon erfolglos als Zimmermann, Installateur, Gemüsehändler, schließlich sogar als Betreiber einer selbst gebauten Autowaschanlage.

»Als Selbstständiger musst du ein Chamäleon sein«, sagt er, und doch: »Sogar das beste Chamäleon braucht etwas, um den Motor zum Laufen zu bringen.« Es ist diese Erkenntnis, die die Leute hier eint: Der Kapitalismus funktioniert nur, wenn man auch Kapital hat. Den meisten Kleinfabriken, Werkstätten und Handwerksbetrieben mangelt es an Infrastruktur, an Maschinen, an notwendigem Material. Was früher der Staat zur Verfügung stellte, muss heute selbst beschafft werden. Doch die Ökonomen der Regierung vergeben nur Ratschläge, keine Kredite. »Es ist wie eine Schlinge um deinen Hals«, sagt Joel. »Wenn du nichts besitzt, lässt dich das neue System ins Leere fallen und bricht dir das Genick.«

Wie verzweifelt viele Kubaner sind, verdeutlicht der rapide Anstieg der Selbstmordrate in der Hauptstadt.

»Wenn du nichts besitzt, lässt dich das neue System ins Leere fallen und bricht dir das Genick.«

Laut spanischen Menschenrechtsorganisationen haben sich seit den Massenentlassungen im vergangenen Jahr mehr Menschen das Leben genommen als in den gesamten fünf Jahren zuvor. Erst vor kurzem schnitten sich binnen einer Woche drei Frauen die Pulsadern auf, und zwar an keinem weniger symbolträchtigen Ort als den marmornen Treppen des Capitolio, des Regierungsgebäudes und Amtssitzes des Präsidenten.

In der Tageszeitung *Granma*, Sprachrohr des Regimes, war daraufhin zu lesen, die Frauen hätten sich selbst getötet, um

gegen das imperialistische Embargo der USA zu protestieren. Von heroischer Selbstaufopferung im Namen der Revolution war die Rede. Doch in den Straßen erzählen sich die Leute etwas anderes. Die Regierung solle die Frauen nach 30 Jahren im Dienst des Sozialismus einfach im Stich gelassen haben.

Es ist eine bittere Ironie, dass ausgerechnet in Kuba, dem einzigen Land Lateinamerikas, in dem mehr Frauen als Männer eine Universität besuchen, vor allem Frauen zu den Reformverlierern zählen. Wer sich um die eigenen Kinder kümmern muss und sein ganzes Kapital für deren Ernährung benötigt, für den bedeutet die neu verordnete Selbstständigkeit mehr Last als Chance.

So verkaufen in der Not mehr Kubanerinnen denn je das letzte Kapital, das ihnen bleibt: ihren Körper. Nicht nur erwachsenen Frauen, besonders jungen Mädchen verspricht der Sex mit Touristen schnelles Geld. Schon in den Neunzigerjahren galt Kuba als das Bangkok der Karibik. Prostitution war das einzige kapitalistische Gewerbe, das den Sozialismus unterwandern konnte. Zwar ließ die Regierung sie offiziell verbieten und stellte vor allem Sex mit Minderjährigen unter harte Strafen. Niemals, verkündete Fidel Castro damals, dürfe die Revolution ihre Kinder verkaufen. Tatsächlich aber verdiente das Regime schon immer mit, wenn es die *Jineteras*, die Reiterinnen, wie Prostituierte auf Kuba genannt werden, gegen Schmiergeld in die Lobbys der Hotelketten ließ.

Heute sind derartige Gefälligkeiten nicht mehr nötig. Seit den Reformen warten Jugendliche, die bereit sind, für ein paar Pesos alles zu tun, nur einen Steinwurf vom Regierungsgebäude entfernt an jeder Ecke, und die Staatspolizei sieht zu, wenn Burschen und Mädchen vorbeilaufende Touristen mit eindeutigen Gesten in die Hausflure winken.

Am Straßenstrich des *Malecón*, der berühmten Hafepromenade Havannas, wo Ché Guevara einst die Revolution ausrief, wartet Rita, ein zierliches Mädchen, gerade einmal 17 Jahre alt, auf Freier. Es läuft immer gleich ab: Schon ab Mittag stellt sie sich zusammen mit einem

Dutzend anderen Frauen und Mädchen an den Straßenrand, die Arme in die kaum vorhandenen Hüften gestemmt. Meist steuern die Männer mit ihr den nächstgelegenen Parkplatz in den Außenbezirken an. Nach verrichtetem Dienst marschiert Rita den ganzen Weg wieder zu Fuß zurück, manchmal drei, manchmal fünf, manchmal acht Kilometer. Wenn sie Glück habe und der Freier ein Tourist sei, sagt sie, bekomme sie dafür 15 CUC, keine zehn Euro – ein trauriger Lohn und auf Kuba doch mehr, als jeder vom Staat bezahlte Arzt oder Anwalt legal in einer Woche erhält.

Experten nennen das die umgekehrte Einkommenspyramide: Die am schlechtesten ausgebildeten Leute können manchmal am meisten verdienen. Ein Missverhältnis, an dem Kubas Wirtschaft schon immer krankte.

Weil Rita aber ihren Körper nicht verkaufen kann wie andere Leute Fernseher oder Kühlschränke, bleibt sie trotzdem arm und wohnt in einem halb zerfallenen Haus, das die Bezeichnung Wohnung kaum mehr verdient. Der Putz bröckelt von den Wänden, es riecht nach Abwasser und Fäkalien – Küche, Schlafzimmer, Bad, Toilette, die Wohnung ist fast alles in einem. Bei ihren Eltern bleiben konnte sie nicht, sagt sie, diese hätten selbst nicht genug, um satt zu werden. Seit wann sie auf den Strich gehe? Rita hebt ihre knochigen Schultern, holt kurz Luft und lässt sie wieder fallen. »Seitdem der Staat mich nicht mehr braucht.«



**PETER HAJEK
BLOGGT.**

Jetzt auch in Bild und Ton.
Auf www.datum.at

Sie sei gerade dabei gewesen, eine Lehre zur Kosmetikerin zu machen, als die Regierung ihre Stelle gestrichen habe. Ohne abgeschlossene Ausbildung aber keine Unternehmer-Lizenz. So müsse sie sehen, »wie auf einem anderen Weg Geld hereinkommt«.

Der Erfolg von Ajero, dem Steuerberater, und die gleichzeitige Misere Ritas – Welten scheinen hier dazwischen zu liegen, und doch sind beides unmittelbare Schicksale des neuen Systems. Es ist der freie Wettbewerb, der eine gute Idee wie jene Ajeros honoriert, ohne planwirtschaftliche Schranken, die seine Geschäfte behindern könnten. Aber auch ohne Auffangnetz für Rita, die vielleicht nie eine echte Chance hatte, in diesem Rennen um Wohlstand zu den Gewinnern zu zählen.

Ist das gerecht? Was bedeutet Gleichheit? Was Freiheit? Und: Wiegt Freiheit mehr als Sicherheit? Verborgener hinter all den Mythen, mit denen Kuba seit jeher überfrachtet wird, können einem die Fragen, die das Land heute aufwirft, Kopfzerbrechen bereiten.

In der Bar La Floridita, in der der Legende nach einst Hemingway den Daiquiri für sich entdeckte, sitzt der dissidente Ökonom Oscar Espinosa, 46, an der holzvertäfelten Bar und stochert gedankenversunken in seinem ersten Drink seit 14 Monaten. So lange hielt ihn das Regime in Haft, weil er es auf dem Höhepunkt der Wirtschaftskrise gewagt hatte, im kubanischen Fernsehen auf die katastrophale Nahrungsmittelversorgung des Landes hinzuweisen und zu fragen, wie eine Bananenrepublik unfähig sein könne, wenigstens Bananen zu produzieren.

Er leugnet nicht, dass die Reformen genau hier angesetzt und bereits erste Erfolge geliefert haben. Seitdem kubanische Bauern nicht mehr das Land des Staates, sondern ihr eigenes bewirtschaften dürfen, steigt die Produktivität, die Versorgungssituation entspannt sich. Und doch bebt Wut in Espinosas Stimme, wenn er über den Einzug des Kapitalismus in seiner Heimat spricht. »Das Land steht am Scheideweg, und die Frage ist, was wir Kubaner in Zukunft wollen«, sagt er. »Den zügellosen Individualismus der Amerikaner, bei denen die Armen weder Bildung noch Medikamente bekommen?



»Das Land steht am Scheideweg, und die Frage ist, was wir Kubaner in Zukunft wollen.«

Ökonom Espinosa

Das rastlose Wachstum der Chinesen, die gleichzeitig ihre Umwelt ruinieren? Oder die Bankendiktatur von euch Europäern, die ihr euer gesamtes System kollabieren seht?«

Über solche Fragen zerbricht sich Adolfo Ajero, der Steuerberater, nicht den Kopf. Er will expandieren. Erst kürzlich verabschiedete die Regierung ein Lohnsteuergesetz, das ab sofort alle Kubaner zur Kasse bittet. »Eine Riesenchance für mich«, sagt Ajero, doch er weiß auch: Die Konkurrenz schläft nicht. Weil das Geschäft mit den Steuern so lukrativ ist, werden Beratungsfirmen in Havanna schon bald wie Pilze aus dem Boden schießen. Dann gehe es darum, effizienter zu arbeiten und leistungsstärker zu sein als die anderen. »Wer das beste Angebot hat, entscheidet nicht mehr die Regierung«, sagt Ajero. Es entscheidet allein der Markt. ✂

Warum die Wiener Zeitung zwei Tageszeitungen ist.

LOWE GGK

Papier

Zusammenhänge verstehen.



ePaper 4 Wochen gratis testen!
Jetzt einfach QR-Code scannen.

ePaper

WIENER ZEITUNG
Tageszeitung für Fortgeschrittene

wienerzeitung.at